

Rezensionen

Kleine Schriften zur Kulturgeschichte von Oberösterreich

Herausgegeben vom OÖ. Landesmuseum / OÖ Landes-Kultur GmbH

(2018/2019/2021)

Der Titel „Kleine Schriften zur Kulturgeschichte“ solle programmatisch verstanden werden, schreibt Dr. Bernhard Prokisch im Geleitwort des ersten Bandes dieser landeskundlichen Publikationsreihe. Tatsächlich machen die vier bisher erschienen Bände einen leichtfüßigen, schlanken, ja fast sportlichen Eindruck.

Oberösterreich ist reich an landeskundlichen Publikationen, die dem interessierten Publikum jede Art von Informationen lieferten und liefern. Das reicht von den „Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich“ bis zu den „Oberösterreichischen Heimatblättern“. Ein Publikationsformat wie die „Kleinen Schriften“ hat es aber noch nicht gegeben.

Die vier bisher erschienenen Bände zeigen auch, welche inhaltlichen Schwerpunkte angestrebt werden: Archäologie, Familienforschung und Musikgeschichte. Dabei sind die Themen jeweils überschaubar, gehen über eine bloße „landeskundliche Stichprobe“ (Folge 4, S. 7) aber weit hinaus – den Autor:innen ist trotz aller Einschränkungen in Format und Umfang eine ausreichende und umfassende Behandlung ihrer Inhalte gelungen. Sie sparen auch nicht an Abbildungen, was gerade in unserer Zeit wichtig ist: Text und Bild werden gleichwertig behandelt.

Der erste Band mit dem Titel „**Die Römer im Attergau**“ ist 2018 erschienen. Als Herausgeber fungieren Franz Hauser, der Obmann des Heimatvereins Attergau, und Stefan Traxler vom OÖ. Landesmuseum (heute OÖ Landes-Kultur GmbH). Die Beiträge wurden trotz der großen inhaltlichen Streuung als Geschichte einer eng begrenzten Region gestaltet: Zentrum ist der Ort Weyregg am Attersee. Auffallend ist auch die lokale Verankerung der Forschungen, in diesem Fall die Zusammenarbeit und Begleitung der Forscher durch den Heimatverein Attergau. Diese lokalen Institutionen können wertvolle Vorarbeit und Grundlagen für wissenschaftliche Projekte leisten. Aktionen, wie die Erforschung der eisenzeitlichen Hügelgräber durch das Projekt „Attergau-Zeitreise“ 2005 und 2006 oder das Projekt „Römer im Attergau“ seien hier als Beispiele angeführt. Lokale Aktivist:innen können aber trotz Enthusiasmus und profunder Kenntnisse nicht alle fachlichen Aufgaben bewältigen. Daher wurden neben den Fachkräften des Bundesdenkmalamtes auch Expert:innen des Landesmuseums und universitärer

Einrichtungen herangezogen. Die Forschungen stehen jedoch noch am Anfang und sind, wie Franz Hauser schreibt, der Beginn eines Projektes, das in Zukunft auch die Pfahlbauforschung am Atter- und Mondsee einbeziehen wird.

Klaus Petermayr und Thekla Weissengruber legen mit dem ebenfalls 2018 publizierten Band 2 **„Stille Nacht! Heilige Nacht! Advent- und Weihnachtslieder in Oberösterreich“** eine gelungene Zusammenschau des aktuellen Forschungsstandes zur oberösterreichischen Advent- und Weihnachtsliedkultur sowie der Geschichte rund um die Schaffung und Verbreitung von „Stille Nacht, heilige Nacht“ vor. Darüber hinaus enthält der Band sowohl Auflistungen des in den verschiedenen Stiftsbibliotheken, Kirchenarchiven und Schullehrernachlässen (größtenteils) erhalten gebliebenen Liedguts als auch vollständige Partituren zu verschiedenen, im Laufe des 19. Jahrhunderts entstandenen Arrangements zu „Stille Nacht“ und die Kurzbiografien deren Verfasser. Diese und ein paar weitere, von anderen Komponisten stammende Vertonungen, deren Notentexte und – soweit bekannt – Entstehungsgeschichten ebenfalls Aufnahme fanden, könnten für motivierte Kirchenchorleiter:innen durchaus als Anstoß zu Wiederaufführungen dienen und einmal über den Tellerrand der alljährlich zu hörenden Version für Soloorgel aus dem Gotteslob hinauszublicken bzw. -hören.

Im dritten, 2019 erschienenen Teil **„Ein leiser Traum mich just umspinnt“**. Das Album der Olga Dürrnberger“ schafft es die Autorin Magdalena Wieser, von einem Stammbuch ausgehend, die Familiengeschichte von Olga Dürrnberger und die Kulturgeschichte einer Stadt zu einem gelungenen Lesebuch zu verknüpfen. Oftmals muten Berichte zur Familienforschung langatmig an, doch hier zeigt die Autorin mittels Einträgen in ein besonderes Stammbuch-Exemplar, dass familienhistorische Relikte und deren Erforschung überaus spannend sein können. Es handelt sich hierbei nicht um ein Stammbuch im gewöhnlich tradierten Sinne, sondern eher um ein Erinnerungsalbum, bestückt mit getrockneten Blättern, Scherenschnitten, Fotografien, Aquarellen, Drucken, Collagen, Kupferstichen, Radierungen, aber auch mit Stickereien, Gouachen und sogar einem aus Haaren gestalteten Ornament. Außerdem beinhaltet das Album einen autographischen Eintrag des gebürtigen Freistädter Lyrikers, Literaturhistorikers und Professors Edward Samhaber, der ein guter Bekannter des Ehepaars war. Auf den Seiten 149–151 wird auf jenes schriftliche Vermächtnis eingegangen, von welchem der klingende Titel entlehnt ist. Dieses Gedicht schrieb Samhaber anlässlich der Silberhochzeit des Ehepaares Dürrnberger.

Zusammengestellt hat das Stammbuch Olga Dürrnberger selber, welche darin ihre Erinnerungen festhielt, eine Verbindung zu ihrem biologisch sehr affinen Mann schuf und zudem ihrem künstlerischen Gestaltungstalent freien Lauf ließ.

Olga Dürrnbergers Expertise rührte nicht zuletzt daher, dass das Ehepaar in der Linzer Gesellschaft bestens vernetzt war, langjährige Förderer des Francisco-

Carolinums waren und sich ihr Ehemann, der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Adolf Dürrenberger, auch bei der Errichtung des Museumsgebäudes beteiligte.

Besonders ist diese Publikation nicht nur, weil sie sich einem einzigartigen Stück Erinnerungskultur widmet, sondern auch, weil die Autorin über kurze farblich hervorgehobene Exkurse Einblick in eine vergangene Zeit gibt, etwa, wenn sie über das Phänomen des „Sitzzimmers“ (Exkurs Hermann Bahr), über die Gesellschaft der „Namenlosen“ oder über den Verein „der Mutter-, Koch- und Haushaltungsschule für arme Mädchen in Linz“ schreibt.

Die neueste, 2021 veröffentlichte Folge 4 beschäftigt sich mit einem fotografischen Nachlass: „**Soziale und andere Netzwerke**“. Autorin Christina Schmid bemerkt, dass landeskundliche Forschungsfragen keine fachlichen Grenzen kennen. Über Umwege hat sie eine „Kiste voller Fotos als Basis einer landeskundlichen Stichprobe“ erhalten. Noch vor 40 Jahren hätte eine solche Schenkung bei einem Museumsdirektor der alten Schule nur Verwunderung ausgelöst, waren doch Fotos lange Zeit nicht als geschichtliche Quelle anerkannt. Erst die moderne Ethnologie hat Fotografien auf die Schreibtische der Forscher:innen gebracht und den sogenannten „iconic turn“ eingeleitet. Die „Bildwissenschaft“ wurde den schriftlichen Quellen (beinahe) gleichgestellt, Privatfotos erlangten durch die Hinwendung zur „Alltagskultur“ einen neuen Stellenwert. Dazu hat natürlich auch der Trend zur Digitalisierung beigetragen: Projekte wie die „TAP – Tiroler Archiv für photographische Dokumentation und Kunst“ oder die „Mediathek Mühlviertel-Südböhmen“ machen Fotos und besonders auch Amateuraufnahmen zu vielbeachteten Studienobjekten, die primär der Heimat- und Familienforschung dienen.

Christina Schmid ist es mit der Bearbeitung des fotografischen Nachlasses der Familie Kautsch sehr gut gelungen, fotografischen Quellen einen gebührenden Stellenwert einzuräumen. Die Autorin verbindet die Bildinhalte (z. B. Radfahrerinnen oder Notgeldmotive) mit landeskundlichen Erklärungen. Die frühe Reisefotografie erschließt uns auch die „Handlungsräume und Aktionsradien“ der Familie Kautsch, so können eine „Kiste mit Fotos“, eine „Schachtel mit Feldpostbriefen“ oder auch nur „Erinnerungen“, die von Generation zu Generation weitergegeben werden, eine gute Basis oder zumindest eine Ergänzung für Familien- und Heimatforschung, ja sogar für die Landeskunde sein.

Die besprochenen Bände:

Folge 1:

Franz Hauser, Stefan Traxler (Hrsg.), Die Römer im Attergau, Linz 2018. 189 Seiten, zahlr. Illustrationen, Karten, ISBN 978-3-85474-338-5.

Folge 2:

Klaus Petermayr, Thekla Weissengruber (Hrsg.), Stille Nacht! Heilige Nacht! Advent- und Weihnachtslieder in Oberösterreich, Linz 2018. 201 Seiten, Illustrationen, Noten, ISBN 978-3-85474-340-8.

Folge 3:

Magdalena Wieser, „Ein leiser Traum mich just umspinnt“. Das Album der Olga Dürrnberger, Linz 2019. 211 Seiten, zahlr. Illustrationen, ISBN 978-3-85474-343-9.

Folge 4:

Christina Schmid, Soziale und andere Netzwerke. Ein fotografischer Nachlass aus der Zeit zwischen 1860 und 1950 als Quelle zur Annäherung an die Geschichte der Familie Kautsch, Linz 2021. 172 Seiten, zahlr. Illustrationen, ISBN 978-3-85474-357-6.

Preis je Band: € 18,-

Fritz FELLNER, Nicole WEGSCHEIDER, Simon ALTKIND

Siegfried Haider, Verzeichnis der den oberösterreichischen Raum betreffenden gefälschten, manipulierten oder verdächtigten mittelalterlichen Urkunden. Beiheft zum Urkundenbuch des Landes ob der Enns.

Linz : Oberösterreichisches Landesarchiv, 2022. 134 S., ISBN 978-3-902801-45-6.

Preis: € 23,-

Als Ergänzung zu den älteren Bänden des Urkundenbuchs des Landes ob der Enns gibt Siegfried Haider allen Forschenden zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Oberösterreichs einen Arbeitsbehelf in die Hände, der raschen Zugang zu den als gefälscht oder manipuliert erkannten Urkunden dieser Zeit ermöglicht. Seine jahrzehntelangen grundlegenden Forschungen an und mit diesen Geschichtsquellen machten diese Publikation möglich. Er bezweifelt aber selbst, dass Vollständigkeit bei der Erfassung aller manipulierten Urkunden zu erreichen ist, zumal die kritische wissenschaftliche Editionsarbeit fortschreitet und damit auch neue Verdachtsfälle aufdeckt.

Haider hat die Urkunden nummeriert, übersichtlich nach der Chronologie der angeblichen Datierung geordnet und auf gleicher Höhe auf der rechten Seite die tatsächliche oder erschlossene Herstellungszeit der Fälschung gegenübergestellt. Dann gibt ein Kopfregeß den wesentlichen Inhalt der Urkunde in knapper Form an. Es folgen Hinweise zur Überlieferungsart (angebliches Original,

Abschrift, Insert, interpoliert etc.) und die Angabe der Editionen (Volldrucke oder Regesten). Letztlich werden unter „Literatur“ auch diejenigen maßgeblichen Veröffentlichungen angeführt, die die Fälschung bzw. den Verdacht der Interpolationen oder anderer Manipulationen begründen. Statistisch stellt Haider dabei fest, dass der Großteil der Urkunden (123 Stücke) zur Gänze gefälscht, 30 weitere in Teilen manipuliert worden sind.

Dem Autor sei bestens gedankt für diesen dem einzelnen Forscher viel Arbeit ersparenden Behelf und seine Einreihung als „Beiheft zum Urkundenbuch des Landes ob der Enns“!

Walter ASPERNIG

Gerhard Seibold, 250 Jahre Stammbuchgeschichte. Inskriptionen und Bildschmuck. Ein Überblick anhand ausgewählter Alba amicorum (1565–1817). Wien - Köln : Böhlau Verlag, 2022. 1443 Seiten (Bd. 1 Textband, S. 1–840, Bd. 2 Bildband, S. 847–1443), 1538 farbige Abb. ISBN 978-3-205-21317-8. Preis: € 268.-.

Eines sei gleich vorweggenommen: die beiden Bände haben inhaltlich und auch optisch viel zu bieten. Denn neben einem umfangreichen Textband zeigt der andere ausschließlich Illustrationen, die den Eintragungen beigelegt wurden und die in farbigen Abbildungen von hervorragender Qualität zu sehen sind.

Der Verfasser, Gerhard Seibold, ist ein promovierter Historiker, der zahlreiche Werke zur Landes- und Stadtgeschichte verfasst und sich auch als Heraldiker einen Namen gemacht hat. Ein weiteres, umfangreiches Werk befasst sich mit der Gattung der Wappenbriefe (2019 bei Böhlau erschienen). Seibold hat auch schon in unserem Jahrbuch publiziert, z. B. über ein Stammbuch des Freiherrn Alois Weiß-Starkenfels (JbLKD 152 [2007], 301–316).

Stammbücher (auch: Alba Amicorum) sind als wichtige Quellen für Geschichte, Personenforschung, Kunst- und Kulturgeschichte schon seit langem in das Blickfeld der Forschung geraten, wobei sowohl Einzeluntersuchungen als auch allgemeine Betrachtungen verfasst worden sind. In Österreich war es vor allem Erich Zöllner, der bei einem Englandaufenthalt die große Stammbuchsammlung des Britischen Museums durchforstet und über einige Stammbücher österreichischer Provenienz auch Aufsätze publiziert hat. Aber Zöllner hat auch eine grundlegende Arbeit zu dieser Quellengattung verfasst (Das österreichische Stammbuch des konfessionellen Zeitalters und seine Bedeutung als Geschichtsquelle, in: MÖSTA 25 [1972], 151–168), die allerdings im Literaturverzeichnis von Seibold nicht angeführt ist. Aber es werden in der vorliegenden Sammlung 62 ausgewählte Stammbücher behandelt, die meist dem süddeutschen Raum entstammen und an unterschiedlichen Orten aufbewahrt werden.

Jedes einzelne Stammbuch wird genau analysiert, wobei Angaben über den Besitzer und dessen Familie, die einzelnen Inskribenten, die Widmungen und die Abbildungen gemacht werden. Ebenso wird die geographische Streuung deutlich, die neben den Herkunftsorten auch Universitätsstädte zeigt. Im Rahmen der sogenannten „Kavalierstour“, die von vielen Stammbuchbesitzern absolviert wurde, kamen diese auch nach Italien, Frankreich, die Niederlande und seltener auch nach England und in osteuropäische Gebiete. Der Personenkreis der Inskribenten umfasst oft Universitätslehrer und höhergestellte Personen (meist am Beginn zu finden) vor allem aber Verwandte und Freunde.

Zeitlich erstreckt sich der Rahmen der in dieser Publikation behandelten *Alba Amicorum* von etwa der Mitte des 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, als die Gattung Stammbuch einen anderen Charakter anzunehmen begann. Sind es im 16. und 17. Jahrhundert meist Angehörige von Adels- und Patrizierfamilien, die derartige Bände anlegten, so kommen im 18. Jahrhundert immer mehr Bürgerliche hinzu. Vielfach sind es Männer, die Stammbücher angelegt oder sich in solche eingetragen haben, im Laufe der Zeit treten aber auch immer mehr Damen in Erscheinung. Anhand der Eintragungen kann jedenfalls ein genaues Beziehungsgeflecht einzelner Personen und Familien festgestellt und somit eine sozialgeschichtliche Perspektive eröffnet werden. Es sind Angehörige bekannter Familien darunter wie Eyb, Harsdörffer, Knesebeck, Volckamer und andere. Unter den Inskribenten finden sich auch einige Vertreter oberösterreichischer Adelsfamilien, wie Geymann, Landau, Losenstein, Polheim, Jörger, Starhemberg und Zelking, die sich in die Stammbücher ihrer Studienkollegen an deutschen, italienischen und französischen Universitäten sowie in bevorzugten Reisezielen, wie etwa Venedig, eintrugen. Einen besonderen Oberösterreichbezug hat das Stammbuch des Johann Florentz Sattler, eines Württembergers, der sich 1613/14 auch längere Zeit in Wien und Linz aufgehalten hat (S. 187ff.). Es war dies die letzte Blütezeit des Protestantismus in Oberösterreich, bevor die Gegenreformation Kaiser Ferdinands II. diesen Zuständen ein Ende bereitete, und in dieser Zeit waren zahlreiche gebürtige Württemberger hier tätig, wobei man fast schon von einer Kolonie sprechen kann und wofür Johannes Kepler das prominenteste Beispiel ist.

Obwohl sich die Stammbücher vielfach unterscheiden, gibt es doch auch zahlreiche Gemeinsamkeiten. So ist neben dem Namen des Inskribenten oft ein Wahlspruch eingetragen und vor allem eine Widmung an den Besitzer. Oft ist auch das Wappen in farbiger Darstellung zu finden und immer wieder sind auch bildliche Darstellungen zu sehen. Diesen schenkt der Verf. völlig zu Recht seine besondere Aufmerksamkeit. Dabei handelt es sich um Zeichnungen, aber auch farbige Bilder, die dem Bereich der Mythologie, der Ortsansichten aber auch dem Alltag entnommen sind, vereinzelt findet man sogar erotische Motive.

Man kann auch den Einfluss bestimmter Moden feststellen, wenn z. B. am

Ende des 18. Jahrhunderts Scherenschnitte besonders beliebt werden. Was die Qualität der bildlichen Darstellungen betrifft, so reichen diese von dilettantischen Versuchen bis zur höchsten künstlerischen Qualität. Künftiger Forschung wird es vorbehalten sein, hier einzelne Künstlerpersönlichkeiten näher zu bestimmen. Die Sprache ist meist Deutsch, aber auch lateinische und französische Eintragungen sind vorhanden.

Jedes einzelne Stammbuch wird mit einem umfangreichen Kommentar versehen, wobei Seibold hier sein gesamtes Wissen – und das ist nicht gering – ausbreitet. Allerdings hat man den Eindruck, dass dies auch kompakter und systematischer geschehen hätte können. Aber wir haben hier ein opulent ausgestattetes Werk vor uns, das eine Fülle an Informationen und Anregungen bietet und durch mehrere Register gut erschlossen wird.

Georg HEILINGSETZER

Julian Lahner, Marion Romberg, Thomas Wallnig (Hg.), Kirche und Klöster zwischen Aufklärung und administrativen Reformen. (= Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des Achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 36).

Wien - Köln : Böhlau Verlag, 2021. 296 Seiten, 16 SW-Abbildungen, ISBN 978-3-205-21375-8. Preis: € 47,-.

Die seit 40 Jahren bestehende Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts in Österreich widmet ihre Jahrbücher immer wieder speziellen Themen, diesmal der (katholischen) Kirche im Zeitalter der Aufklärung. Das Phänomen der katholischen Aufklärung ist schon seit längerer Zeit im Fokus der historischen Forschung, nachdem der Würzburger Kirchenhistoriker Sebastian Merkle 1908 hier eine Wende eingeleitet hat, indem er der Aufklärung auch positive Seiten für die Entwicklung der katholischen Kirche zugeschrieben hat. In Oberösterreich hat Hans Sturmberger Ende der Dreißigerjahre dann eine bahnbrechende Studie über die Aufklärung im Benediktinerstift Kremsmünster verfasst, die weit ausgreifende Perspektiven über die Stellung der Klöster zwischen Mönchskritik, Anteil am geistigen Leben und staatlicher Bevormundung eröffnet.

Dem Thema waren auch schon einige Symposien gewidmet: Allein die deutsche Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts veranstaltete schon 1988 ein solches in Trier über die katholische Aufklärung in Deutschland und 2017 eine Tagung in Münster mit einem weiter gespannten Thema über „Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika“. Auch beim österreichischen Pendant der deutschen Gesellschaft wurde das Thema schon gelegentlich in den Jahrbüchern behandelt, der vorliegende Band widmet sich verschiedenen

Aspekten der katholischen Kirche im 18. Jahrhundert in einzelnen Ländern der Habsburgermonarchie.

Eine zentrale Rolle spielen die Klosteraufhebungen des „Reformkaisers“ Joseph II., wobei die Lage der Klöster, die immer mehr in die Kritik der Aufklärer gerieten, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts äußerst prekär wurde. Von den über 2.000 Klöstern der Habsburgermonarchie wurden etwa 700–800 unter der Regierung des Kaisers aufgehoben. Auf diesem Gebiet wurde schon seit dem 19. Jahrhundert eifrig geforscht und publiziert, mit je nach Standort unterschiedlichen Beurteilungen. Der Aufsatz von Martin Scheutz (Klosteraufhebungen in den österreichischen Erblanden unter Joseph II. im Blickwinkel von Material und Spatial Turn – ein Forschungsdesiderat, S. 13–36) versucht durch neuere Ansätze in den Kultur- und Geisteswissenschaften das alte Thema fruchtbar zu machen und der Frage nachzugehen, was nach der Aufhebung der Klöster mit den Gebäuden und Sachgütern geschehen ist und wie sich das in den betreffenden Räumen ausgewirkt hat. Zu diesen „Turns“ sollten auch noch die durch die Säkularisierung bedingten Veränderungen der Geräusche, etwa im Bereich des Klangs der Glocken untersucht werden. Für Oberösterreich stützt sich der Autor dabei auf die ältere, aber sehr materialreiche Arbeit von Rudolf Hittmair über „den josephinischen Klostersturm“.

In Anlehnung an einen antiken Philosophen und Naturwissenschaftler aus Tarent wurde ein Exjesuit und Universitätsprofessor als „Archytas“ von Tirol bezeichnet, der sich auch als Seelsorger verdient gemacht hat und versuchte, die jesuitische Tradition mit der Aufklärung in Einklang zu bringen (Reinhard Ferdinand Nießner, Der Ex-Jesuit Franz von Zallinger und die Katholische Aufklärung, S. 37–64).

Maria Teresa Fattori (Das Pfarramt nach dem Trienter Konzil zwischen Meritokratie und klerikalem Status aus Sicht der römischen Kurie, S. 65–83) befasst sich mit der Frage der Auswahl der Kandidaten für die Priesterweihe, wobei die Geistlichkeit im Laufe des 18. Jahrhunderts einen Höchststand erreichte. Nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat hatte ein großes Interesse am Pfarramt, waren doch auch weltliche Aufgaben mit diesem verbunden.

Dennis Schmidt („Bedauernswürdige Freunde, wenn ihr die Wohltat Josephs nicht erkennt.“ Die Diözese Seckau im josephinischen Jahrzehnt, S. 83–102) beleuchtet die Zustände der steirischen Diözese Seckau, die im 18. Jahrhundert unabhängiger von Salzburg wurde und wo es auch zu einer Stärkung der bischöflichen Gewalt kam, freilich auch zu einem größeren Einfluss der staatlichen Behörde.

Einer berühmt-berüchtigten Broschüre aus dem Jahr 1783, als deren Verfasser Ignaz von Born, ein bedeutender Naturwissenschaftler und führender Freimaurer, angenommen wird, widmet sich Markus Dobertol (Konjunkturen eines Feindbildes: Die Mönchssatire „Monachologia“ und ihr Nachleben, S. 103–128).

Dieses satirische Pamphlet, das die Mönchsorden, aber auch die Jesuiten, nach der Art des Naturforschers Linné klassifiziert, war in ganz Europa verbreitet und wurde noch im 19. Jahrhundert mehrmals nachgedruckt.

Dass die Klöster auch weit über den religiösen Bereich hinausgehende Funktionen hatten zeigt eine Studie von Christine Schneider (*Die Aufhebung der Wiener Frauenklöster – Aus der Perspektive der Betroffenen*, S. 129–143).

Nach Ansicht der Josephiner beschränkte sich die Bedeutung von Nonnenklöstern auf ihre sozialen Aufgaben im Bereich Mädchenerziehung und Krankenpflege, tatsächlich aber hatten diese Klöster auch eine starke öffentliche Präsenz und wirtschaftliche Funktionen, die die Bevölkerung durchaus wahrnahm.

Von den weiteren Beiträgen seien nur erwähnt Serena Luzzi (*In Praise of the Sacristan Prince, or: Setting out to secularize Eighteenth-Century Italy*, S. 145–160), die von einer Reformschrift über die Verbesserungen der katholischen Kirche ausgeht, und Nora Pärss Miszelle (300 Jahre Maximilian Hell. „*Quem animi modestia, constantia in adversis, beneficentia hucusque [sic!] comitatae sunt*“, S. 247–252), die die Bedeutung des im europäischen Ausland mehr als in Österreich geschätzten Exjesuiten und Astronomen Maximilian Hell (1720–1797) in Erinnerung ruft.

Georg HEILINGSETZER

Claus Oberhauser, *Diplomatie aus dem Untergrund. Die merkwürdige Karriere des Alexander (Maurus) Horn(e) (1762–1820)*. Mit Beiträgen von Michael Span und Eric Marshall White.

Wien - Köln : Böhlau Verlag, 2022. 326 Seiten, 1 SW-Abbildung, ISBN 978-3-205-21438-0, Preis: € 57.-.

Das Buch führt in die bewegte Zeit der Französischen Revolution und der Vorherrschaft Napoleons in Europa. Im Mittelpunkt steht die Biographie eines abenteuerlichen Mannes, die aber in einen größeren Zusammenhang gestellt ist.

Alexander Horn(e), aus einer schottischen Familie in der Nähe von Aberdeen stammend, kam bereits als Zehnjähriger in das Regensburger Schottenkloster, wo er dann schließlich mit 16 Jahren eintrat, die Profess ablegte und den Klosternamen Maurus erhielt. In der Atmosphäre der gemäßigten katholischen Aufklärung, die bei den Benediktinern im bayerisch-österreichischen Raum des späten 18. Jahrhunderts vorherrschend war, konnte sich P. Maurus entfalten und machte sich bald einen Namen als Bibliothekar und vielversprechender Gelehrter, der auch publizistisch tätig war.

Regensburg war aber nicht nur der Sitz zweier auch in der Wissenschaft bemerkenswerter Benediktinerklöster – neben dem Schottenkloster St. Jakob auch

St. Emmeram (1810/13 allerdings säkularisiert) – sondern auch des sogenannten Immerwährenden Reichstags des Heiligen Römischen Reiches (bis 1806) und damit auch Schauplatz gesellschaftlicher, diplomatischer und politischer Aktivitäten, und hier waren auch die Schottenmönche involviert und in einem breiten Netzwerk integriert. Gerade P. Maurus gelang es bald, sich einflussreiche Gönner zu verschaffen, wobei besonders der Earl George Spencer zu erwähnen ist, der mit Horn auch dessen antiquarische Interessen teilte. Er suchte aber auch die Bekanntschaft von anderen britischen diplomatischen Vertretern und versuchte ihnen mit verschiedensten Informationen nützlich zu sein. Ab 1790 stand er dann den Engländern als Agent zur Verfügung. Er sah sich jedoch keineswegs als Spion, sondern betonte seinen offiziösen Charakter, brachte er es doch immerhin zum „chargé d’affaires“, der jedoch immer wieder die Schauplätze seines Handelns aufgrund von diplomatischen Skandalen verlassen musste. So spielte er eine gewisse Rolle bei der Vermittlung der englischen Subsidien an die aufständischen Tiroler im Jahre 1809 und bei der Vorbereitung des sogenannten Alpenbundes, einer von den Briten geplanten großräumigen Aufstandsbewegung gegen das napoleonische Frankreich. Dazwischen kehrte er immer wieder auf die britischen Inseln zurück. Dem Kloster, dessen Zukunft höchst ungewiss war, wurde er immer mehr entfremdet, sodass er es schließlich verließ und auch eine bayerische Baronin heiratete. Nachdem in Europa der Friede nach dem Wiener Kongress wieder eingekehrt war, ging er 1815 nach Frankfurt, wo er sich als Buchhändler und Antiquar betätigte. Fünf Jahre später endete dieses abenteuerliche Leben auf dem Weg nach Regensburg.

Wenn man den Ausspruch des Preußenkönigs Friedrich II. über Spione kennt („Die Canaillen sind zu brauchen, aber nicht zu estimieren“), wird man verstehen, dass Horn keiner sein wollte und einen diplomatischen Status anstrebte. Die halbamtlichen Agenten à la Horn ressortierten in London zum „Foreign Office“, was sich erst zu Beginn der Regierungszeit der Königin Victoria änderte, als man dieses „dirty tricks department“ nicht mehr als Teil der offiziellen Außenpolitik haben wollte. Neben Horn waren noch weitere Agenten in Wien tätig, nämlich John Maitland Johnson, der Geschickteste, und John Harcoort King, ein ungeheuer umtriebiger Metternichhasser, der ebenso wie seine Kollegen auf Betreiben des österreichischen Außenministers schließlich ausgewiesen wurde. Sie alle benutzten Decknamen (Horn nannte sich unter anderem Jonas Bergström), Verkleidungen und sympathetische Tinte bei ihren Aktionen, was dem Ganzen romanhafte Züge verleiht. Auch waren Reisen mit diversen Aufträgen und der Transport von Briefen nicht ungefährlich, das zeigt der Fall des jungen englischen Diplomaten Benjamin Bathurst, der 1809 auf dem Rückweg nach London, den er über die beliebte Nordroute wählte, bei einer preußischen Grenzstation (Perleberg) spurlos verschwand. Sein Schicksal konnte nie aufgeklärt werden.

Das alles wurde schon in den 30er Jahren vom Londoner Historiker und Archivar C(harles) S(tephen) B(uckland) Buckland († 1944) weitestgehend erforscht (*Metternich and the British Government from 1809 to 1813*, London 1932). Völlig zu Recht verweist Oberhauser auf die Bedeutung dieses Werkes, auch wenn in letzter Zeit das Thema Spionage stärker in den Fokus der Forschung gerückt ist, sowohl in England als auch in Deutschland. Verwiesen sei nur auf eine Tagung, die 2013 in Bayreuth abgehalten wurde und wo mittlerweile auch ein gedruckter Bericht vorliegt (Guido Braun - Susanne Lachenicht [Hg.], *Spies, Espionage and Secret Diplomacy in the Early Modern Period*, Stuttgart 2021).

Oberhauser bringt einen Abdruck der englischen Autobiographie Horns und einiger weiterer Archivalien, die sehr aussagekräftig sind. Daraus geht auch hervor, dass sich Horn mehrmals für einige Zeit in Linz (z. B. S. 100 und 270) aufhielt und von hier aus seine Berichte versandte. Die Berichte Horns und die der anderen englischen Agenten sind nicht alle erhalten und erlauben es meist auch nicht, eindeutige Schlüsse zu ziehen. Auch wird Horn von Oberhauser etwas überschätzt, versuchte dieser doch stets seine Verdienste besonders herauszustreichen. Tatsächlich liefen die entscheidenden diplomatischen Kontakte zwischen Großbritannien und der Habsburgermonarchie, obwohl es seit 1810 keine offiziellen diplomatischen Vertreter gab, über andere Kanäle.

Denn in Wien hielt sich seit 1806 Graf Ernst Christian Hardenberg (†1827), der frühere Gesandte Hannovers, das ja in Personalunion mit Großbritannien verbunden war, völlig unbehelligt als Privatmann auf. Dieser, ein Vetter des preußischen Staatskanzlers, mit dem er auch einmal verwechselt wird (S. 180), berichtete dem hannoverschen Minister in London, dem Grafen Münster, und hielt die Verbindung zu Metternich, der ihn sehr schätzte. In seinem Schloss Rosenau bei Zwettl trafen sich auch die englischen Agenten, wie Friedrich von Gentz in seinem Tagebuch berichtet. Nicht nur in der zitierten Arbeit von Buckland, auch in Srbiks meisterhafter Metternich-Biographie wird darauf eingegangen. Bei Srbik klarerweise erst im dritten, posthum 1954 erschienenen Band, den Oberhauser nicht zu kennen scheint. Ebenso kategorisiert er einen Aufsatz von mir als „bezeichnend für die ältere Diplomatiegeschichte“ (S. 22), erwähnt jedoch nicht eine weitere Studie, in der sehr wohl auf neuere Ansätze eingegangen wird und wo auch Horn namentlich aufscheint. Dieser Überblicksaufsatz über die englisch - österreichischen Beziehungen im Zeitalter der Revolution und Napoleons ist jedoch keineswegs an versteckter Stelle erschienen (MIÖG 101 [1993], S. 360ff.)! Der französische Geschäftsträger in Wien in Abwesenheit des Botschafters, namens Dodun, konnte von Oberhauser nicht identifiziert werden, was einem Vertreter der „älteren Diplomatiegeschichte“ wohl nicht passiert wäre: es handelt sich hier um Claude-Laurent- Marie Dodun (1770–1855), der von 1801 bis 1809 in Wien tätig war.

Das Verzeichnis der ungedruckten Quellen verweist auf eine ungeheure Fülle von einschlägigem Material in Archiven und Bibliotheken in München und Regensburg, Stockholm, Kopenhagen, Innsbruck und Wien, vor allem aber in London (National Archives, Kew, wo die Akten des Foreign Office aufbewahrt sind, die großteils schon Buckland angibt und die Sammlungen der British Library). Das alles durcharbeiten ist sicher verdienstvoll auch wenn der Ertrag nicht immer mit der aufgewendeten Mühe in Einklang steht. Aber das Buch bietet auch viele interessante Informationen, die die österreichische und europäische Geschichte im Zeitalter Napoleons bereichern und die Forschung weiter anregen können.

Georg HEILINGSETZER

Roswitha Emele, Der Porträtmaler Franz Seraph Stirnbrand (um 1788–1882). Leben und Werk. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte von Württemberg und Baden (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 190). Petersberg: Imhof Verlag, 2022. 464 Seiten, 506 Farb- und 34 SW-Abbildungen, ISBN 978-3-7319-1145-6. Preis: € 89.-

Am 2. August 1882 verstarb in Stuttgart Franz Seraph Stirnbrand. Sein gepflegtes Grab auf dem Pragfriedhof, wo auch Graf Zeppelin ruht, zeugt von der ungebrochenen Wertschätzung eines Künstlers, der über 40 Jahre der bedeutendste Porträtmaler Württembergs war. Dennoch ist er in seiner Heimat Oberösterreich so gut wie unbekannt, und es erinnert nichts an ihn und sein in jeder Hinsicht außergewöhnliches Leben. Es begann damit, dass irgendwo in Kroatien ein „Soldatenweib“ ihren kleinen Sohn „wegen äusserster Armuth und Roheit“ zu ertränken versuchte. Er wurde aber durch einen österreichischen Soldaten gerettet und 1791 als Dreijähriger der Obhut des Rentbeamten und Pflegers Johann Baptist Röser in Zellhof bei Linz anvertraut. Da er nur den Vornamen des Kindes wusste, gab er ihm, nachdem es sich in der Küche die Stirn verbrannt hatte, den Namen Stirnbrand.

Ab dem fünften Lebensjahr lebte Franz in Enns bei der Majorin Gertrud von Börner, der verwitweten Schwester Rösers, deren Tochter ihn die ersten Schritte im Zeichnen beibrachte. Als der Maler Philip Friedrich von Hetsch auf der Heimreise von Rom kurz bei der Familie wohnte, erkannte er das Talent des Jungen und lud ihn nach Stuttgart ein. Angeblich bot Kaiser Franz I. dem Knaben sogar einen Akademieplatz in Wien an. Zwischen 1804/05 und 1808 absolvierte Stirnbrand stattdessen in Linz eine Lehre beim Dekorations- und Schildermaler Johann Michael Rieger. Er besuchte den Zeichenunterricht an der Sonntagsschule und anschließend das Atelier des Kremser-Schmidt-Schülers Johann Hitzenthaler d. Ä.

Aus Furcht vor einer Einberufung brach Stirnbrand 1809 mit seinem Pflegevater zu dessen Verwandten in Luxemburg auf. Er blieb aber im französisch besetzten Frankfurt am Main, wo er für die Firma Fries Metall Dosen mit den Portraits bekannter Persönlichkeiten bemalte und bei einem Französischlehrer wohnte. Hier war ihm die Kunstsammlung des Fürstprimas von Dalberg zugänglich, dessen Bildnis er 1812 malte. Im Jahr darauf ging er nach Stuttgart, wo zunächst Bürger und Künstler zu seinen Auftraggebern gehörten. Nach einem Intermezzo in Wien und Linz gelang ihm 1819 mit dem Porträt der verstorbenen Königin Katharina von Württemberg, geb. Großfürstin von Russland, der künstlerische Durchbruch. Der finanzielle Erfolg ermöglichte ihm 1820/21 eine Reise über Belgien nach Paris, wo er eifrige Studien im Louvre betrieb.

In den 1820er Jahren avancierte Stirnbrand zum Lieblingsmaler des europäischen Hochadels, bis hin zum schwedischen Königshaus und der russischen Zarin Elisabeth. Daneben porträtierte er aber auch Bürgerliche, Beamte sowie Künstler und Künstlerinnen. Werke wie das elegant-lässige Bildnis des Hofschauspielers Carl Seydelmann oder das der entzückenden Prinzessin Marie von Württemberg zeigen ihn auf der Höhe seines Könnens. Zu seinen Freunden gehörte u. a. August Köstlin, der Gründungsdirektor der Stuttgarter Kunstschule und der Kunst- und Wissenschaftlichen Sammlung. Durch ihn gelangten viele seiner Werke in die heutige Staatsgalerie. Nach zwei Jahren in Karlsruhe wurde Stirnbrand 1824 von Königinwitwe Charlotte Mathilde nach Ludwigsburg berufen. Im Jahr darauf entstand in Rom ein bemerkenswertes Bildnis Papst Leo XII., das sich heute im Stift St. Florian befindet.

1830 übersiedelte Stirnbrand nach Stuttgart, wo er als geschätzter und gut verdienender Maler ein elegantes Haus mit Atelier und Garten bauen ließ. Seit 1838 war er württembergischer Staatsbürger und Gatte der verwitweten Konsulin Friederike Guther, einer Tochter des Arztes und Naturforschers Friedrich Hartmann. Einer seiner zahlreichen Freunde schrieb: „Stirnbrand, ein stiller, freundlicher, stets harmonisch und frohgestimmter Mann von unverwüstlichem Humor, war auch wegen seiner Talente, eine Gesellschaft zu erheitern, bekannt und beliebt... Glückliche Stunden und Abende, die wir in dem heiteren, gastfreien Hause verbrachten, bei den liebenswürdigsten Wirten und der stets auserlesenen Gesellschaft von Künstlern aller Art, Schauspielern und Sängern.“ Um 1852 bewies Stirnbrand mit dem Bild *Das Einlaufen des Raddampfers „Kronprinz“ in den Hafen von Friedrichshafen*, dass er auch Massenszenen überzeugend zu inszenieren vermochte.

1860 starb seine geliebte Stieftochter. Sein letztes Selbstporträt zeigt, wie er als über neunzigjähriger, fast blinder Künstler ein lebensgroßes Bildnis seiner verstorbenen Gattin malt – ein berührendes Vermächtnis. 1882 wurde er neben ihr in ihrem Familiengrab beigesetzt. Seine Stieftochter, deren Porträts zu seinen

besten Werken gehören, schrieb über ihn: „... daß Stirnbrand unstreitig neben den ersten Porträtmalern der Gegenwart eine ehrenvolle Stellung einnimmt, und um so ehrenvoller für ihn, als er alles aus sich selbst geworden, dem Glück wenig, seinem Talent und seinem unermüdlichen Ringen und Streben das Meiste verdankt, nicht in den Schulen, der Akademie, in Modellsälen und unter gelehrten Exercitien, sondern unter Anleitung der Natur, Selbststudium und intelligenter Aneignung deßen, was er vermöge seines künstlerischen Scharfblicks als das Rechte und Schöne erkannte, seine Meisterschaft erlangt hat.“

Heute gibt es kaum eine bedeutende europäisches Sammlung zwischen Stuttgart, Hamburg, Stockholm, London und Versailles, die keine Werke Stirnbrands besitzt. Mit dem Buch von Roswitha Emele liegt nun eine fundierte, prachtvoll ausgestattete Monografie über diesen Ausnahmekünstler vor. Zahlreiche Quellenfunde ermöglichten eine ausführliche Biografie sowie eine Beurteilung seiner künstlerischen Entwicklung. Die europaweite Rechercharbeit und die Wiederentdeckung des verschollenen Einnahmebuchs brachten neben 433 Ölbildern auch zahlreiche Zeichnungen und Skizzenbücher ans Licht, die in das Werkverzeichnis aufgenommen wurden. Unter den Porträts befinden sich auch zahlreiche ganzfigurige Herrscherbildnisse. Viele davon wurden in Lithografien und Stichen reproduziert oder in Gemälden kopiert und belegen so den Ruhm des Künstlers. Da das Einnahmebuch bis 1851 weit über 1000 Werke verzeichnet, ist gewiss auch weiterhin mit Entdeckungen zu rechnen.

Lothar SCHULTES

Oliver Woog, „Diese göttlichen Berge und Seen“. Franz Schuberts Aufenthalte in Oberösterreich, Salzburg und Umgebung.

Augsburg : Edition Canavas, 2021, 160 Seiten, Paperback, sehr zahlreiche Farb- und SW-Abbildungen, ISBN 978-3-9824191-1-4, Preis: € 25.-

Obwohl Linz und Steyr in allen Biografien Franz Schuberts eine wesentliche Rolle einnehmen, wird es überraschen, dass der Konzertgitarrist und Musikhistoriker Oliver Woog den Aufenthalten Schuberts im Land ob der Enns und in Salzburg einen eigenen Band gewidmet hat. Selbst ausgesprochene Schubert-Kenner haben wahrscheinlich nicht damit gerechnet, wie viel Neues der Autor in seinen jahrelangen Forschungen noch herausgefunden hat. „Diese göttlichen Berge und Seen“ ist der zweite Teil einer sechsteiligen (!) Schubert-Topografie, die sämtliche Schubert-Stätten in Österreich und der Slowakei umfasst und sukzessive in Einzelbänden erscheint. Woog betont, dass es ihm dabei um die „Erhaltung und Würdigung von bestehenden Bauwerken und Orten sowie ein möglichst genaues Aufschlüsseln und Trennen von belegtem Wissen, unbelegten Überlieferungen

und Unwahrheiten geht. Ursprünglich hatte er als Titel eine Textzeile aus dem Lied *Der Wanderer* D489 vorgesehen: „Ich komme vom Gebirge her“. Er dachte dabei an Schuberts große Reise von 1825, als der Komponist mit seinem Interpreten und Förderer Johann Michael Vogl von Oberösterreich über Salzburg in die Hohen Tauern kam. Woog verweist auf den nachhaltigen Eindruck, den das Gebirge bei Schubert hinterließ, hörbar verewigt in Werken wie *Die Allmacht* D852 oder der *Großen Sinfonie* in C-Dur D944. Es ist Sinnbild für den Einfluss, den die Stadt Salzburg, das Salzburger Land und vor allem Oberösterreich auf den Komponisten ausübten.

Das vorliegende Buch versteht Woog als Schubert-Reiseführer, aber auch als Nachschlagewerk, da sämtliche Aspekte und Beziehungen des Komponisten zu Oberösterreich und Salzburg untersucht wurden. In den Städten Linz, Steyr, Gmunden und Salzburg können Schubert-Wege beschriftet werden, die in ihrem Umfang bisher nicht bekannt waren. Beispielhaft nennt er die etwa zwanzig (!) erhaltenen Häuser in Linz, die mit Schubert in Verbindung zu bringen sind, darunter auch jene der Familie Spaun, die ja aufs engste mit der Gründung des späteren Landesmuseums verbunden ist. Durch intensive Recherche konnte Woog nicht nur einige Schubert-Stätten neu entdecken, sondern auch vermeintlich verschwundene identifizieren. Mit welcher Akribie er seine Forschungen betrieb, lässt sich auch aus den zahlreichen Biografien erahnen, in denen er fast immer Korrekturen und Ergänzungen zum bisherigen Forschungsstand anbringen konnte. Besonders wichtig sind neben den vielen alten und neuen topographischen Ansichten auch die zahlreichen neu aufgefundenen Porträts, in denen die beschriebenen Personen auch optisch lebendig werden. Darüber hinaus zitiert Woog ausgiebig aus Originaldokumenten und fügt ausführliche Quellenverzeichnisse ein. Zur optimalen Benutzbarkeit des Buches tragen die Chronologie und das Personenverzeichnis am Ende des Bandes bei.

Als einer der populärsten Komponisten war Schubert schon früh von Legenden umrankt. Der Weg aus dem Zwiespalt zwischen Gerücht und Fakt, den der Schubert-Forscher Otto Erich Deutsch Anfang des 20. Jahrhunderts durch seine Methode der Dokumentar-Biografie fand, war auch für Woog vorbildlich. Eine wesentliche Grundlage bildete für ihn auch das 1972 erschienene Buch „Schubert-Stätten“ von Rudolf Klein, und natürlich all jene Forschungsergebnisse, die Walburga Litschauer, Rita Steblin, Michael Lorenz und Gerrit Waidelich in den letzten Jahrzehnten veröffentlicht haben. Einziger Wermutstropfen des Buchs ist die Kleinheit der Abbildungen, die hoffen lässt, dass Woog seine Ergebnisse einmal in repräsentativerer Form – und angesichts des weltweiten Interesses vielleicht auch in englischer Übersetzung – publizieren wird können.

Lothar SCHULTES

Wilfried Lipp, Corona – (Klima) – Denkmalpflege: Ein System im Folgensog der Katastrophen.

St. Florian: Eigenverlag, 2021, 41 Seiten, 51 meist farbige Abbildungen, Papp-einband. ISBN 978-3-200-08171-0; Preis: € 15.-.

Der Text ist in eine Präambel und sieben Kapitel gegliedert, deren Hauptüberschriften den stringenten Aufbau dieser tiefeschürfenden Analyse widerspiegeln:

Präambel

- I. Katastrophen
- II. Was geschieht kulturell
- III. Was geschieht systemisch
- IV. Was heißt systemrelevant
- V. Faktoren der Entwicklung
- VI. Konsequenzen konkret
- VII. Wege in die Zukunft

In der **Präambel** (S. 3–5) kommt zur Sprache, dass die Zeitgenossen durch unzählige Medien mit Nachrichten und Zahlen zur grassierenden Corona-Pandemie überschüttet werden. Wortmeldungen aus Politik und Wirtschaft, von Experten und solchen, die einen derartigen Status beanspruchen heischen Aufmerksamkeit. Manche widersprechen einander und letztendlich führt das Ganze zu einem unentwirrbaren Durcheinander. „Die Causa Prima durchdringt alle Poren der menschlichen Existenz und der gesellschaftlichen Verhältnisse. In diesem gewaltigen, von biotischen Energien freigesetzten, zivilisationsgefährdenden epidemischen Tsunami bleibt kein Bereich unberührt.“ (S. 3). Angesichts dieser Situation sieht Wilfried Lipp die Kultur „in die bedrohlich existenzgefährdende Randlage der Verzichtbarkeit“ gedrängt. Auf die Relevanz von dokumentierten Erfahrungen durch Geschichte wird vergessen. Grundlegendes Denken wird dem Augenblick geopfert. Diese Einsicht provozierte den „Homo Conservator“ Wilfried Lipp zum Verfassen des Buches.

Das 1. Kapitel „**Katastrophen / Begriff – Kategorien – Konstanten**“ (S. 6–7) dient der Begriffsklärung. Wobei zwischen Naturkatastrophen und von Menschen verursachten Schreckensereignissen aus politischen (wie Kriegen und Revolutionen), kulturellen und zivilisatorischen Gründen unterschieden wird. Eine dritte Gruppe ist nicht eindeutig dem einen oder anderen Bereich zuzuordnen, sondern entsteht aus einer Kombination. Unter mehreren aufgezählten Beispielen fällt der Klimawandel auf, aber auch Bio-Katastrophen wie Seuchen,

Epidemien und nicht zuletzt die gegenwärtig grassierende Corona-Pandemie. Durch Katastrophen werden vermeintliche Sicherheiten erschüttert.

Im 2. Kapitel „**Was geschieht kulturell / Beben-Metapher und Realität Longue Durée: Seismische Wellen mit Langzeitwirkung. Das Erdbeben von Lissabon**“ (S. 7–12) fragt der Autor, ausgehend von Beobachtungen zu Ereignissen, die man wegen ihrer vernichtenden Folgen so bezeichnet, anhand von einigen Beispielen aus der Geschichte, wie sich das Verständnis von Kultur veränderte – durch direkte Einwirkung oder Auswirkungen von ausgedehnten Schadensereignissen und aufgrund von damit einhergehenden Erschwernissen.

Im 3. Kapitel „**Was geschieht systemisch / Gesellschaftliche Wirklichkeit als Puzzle von Teilsystemen. Das Problem der Anschlussfähigkeit**“ (S. 12–14) schürft der Autor im Prinzipiellen. Er fokussiert seine Überlegungen auf Systeme, die aus ineinander und voneinander abhängigen einzelnen Grundannahmen bestehen und auf deren Arbeitsweisen. Systeme bauen auf Teilsystemen auf. Unter Bezugnahme auf die Soziologie erläutert Lipp die Fähigkeit zur Selbsterschaffung und Gruppenbildung von derartigen Systemen in der Gesellschaft durch Kommunikation je „nach dem Grad der Anschlussfähigkeit. Mit der Materie Denkmalpflege etwa kommunizieren eine ganze Reihe von Anschlussfeldern“ (S. 12), wobei diese durchaus stärker sein können als das Bemühen um die Erhaltung von kulturellem Erbe. Er verweist auf im Lauf der Zeit „mehr oder minder gelungene Andock-Manöver“ (S. 13) an andere Sachgebiete, und nennt als Beispiele: „Umweltschutz, Naturschutz, Raumordnung, Städtebau, Ortsentwicklung, Architektur insgesamt, technische, gesellschaftspolitische, ökonomische, sozialpsychologische Aspekte u. v. m.“ (S. 12).

Im 4. Kapitel unter der Überschrift „**Was heißt systemrelevant / Kultur im Ranking der Bedürfnisse / Wo steht die Materie historisches Erbe**“ (S. 14–18) werden die Einsichten, die Lipp bei den prinzipiellen Überlegungen zu Systemen gewann, weiter analysiert. Er findet, dass die Argumentationsketten, derer sich die „stärkeren“ Sachgebiete bedienen, sich stets auf „Systemrelevanz“ berufen. Neben allgemeinen Aspekten sucht er den Rang von Kultur in der Bedürfnispyramide von Maslow auf und fragt nach dem Stellenwert von historischem Erbe in diesem System (Abb. 49 und 50).

Im 5. Kapitel werden „**Fragen der Entwicklung / Differenzierung / Entdifferenzierung / Imperative des Überlebens**“ (S. 18–22) unter der Prämisse von Überlebensnotwendigkeiten Vorgänge von „Differenzierung / Entdifferenzierung“ unter systemdefinierten Randbedingungen beobachtet. Während Zugangs- und Sichtweisen durch Differenzierung, also Reifungsprozesse zunehmend an Komplexität gewinnen, geschieht bei Entdifferenzierung genau das Gegenteil, denn derartige Vorgänge sind durch Simplifizierung bzw. Primitivisierung der Handlungs- und Entscheidungsabläufe zu charakterisieren. Während derartiger

Epochen verlieren die Erhaltung von kulturellem Erbe (hier insbesondere von materiell-physischen Gütern) und Denkmalpflege ihren Wert: „Die Denkmalpflege ist, pointiert ausgedrückt, ein ‚Opfer‘ der Entdifferenzierungswelle im Tsunami der Epidemie.“ (S. 22).

In dem mit **„Konsequenzen konkret / AHA-Regeln“** (S. 23–31) übertitelten 6. Kapitel beschreibt der Autor unter Hinweis auf die zur Bekämpfung der Pandemie propagierten „AHA-Regeln“ (A wie Abstand, H wie Hygiene und zweite A wie Alltagsmaske) einzelne Auswirkungen. Wegen Infektionsmöglichkeiten und durch die gebotene Abstandhaltung wurden öffentliche Gebäude und Versammlungsräume (Kirchen, Säle, Theater, Werkshallen, Verwaltungsgebäude etc.) zu gefährlichen Orten erklärt. Stattdessen werde die Metaebene des Digitalen propagiert, womit auch die für die Denkmalpflege existentiell notwendige Bindung an materielle Gegenstände verloren geht. Als Maßstab für Zivilisation galt in der Vergangenheit der Entwicklungsstand von Hygiene, wobei daraus abgeleitete Ordnungsbestrebungen auch in Vernichtung gipfeln konnten. Auch in unserer durch Corona geprägten Alltagswelt gerät das Ungeordnete, frei Dargebotene vermehrt unter Druck, womit sich auch der Stellenwert des kulturellen Erbes verschoben hat. Aus dem Zwang zum Tragen von Gesichtsmasken ergibt sich in der Lebenswirklichkeit ein neues Verhältnis zu Maskierungen und Verhüllungen. Überkommenes Misstrauen gegenüber Maskierungen und globalem Aktionismus schwindet. Masken wandeln sich nach den jeweiligen Umständen. Damit werden auch die Bedeutungen verschoben. Die große Gefahr besteht seiner Meinung nach darin, dass Maskierung den überlieferten Bestand von Echtem und Wahren ins Abseits befördert. Zerstörerische Abläufe lassen sich hinter raffiniert argumentierten Maskierungen der kritischen Beobachtung entziehen. Auch Sachzwänge dienen oft als Maske. Wilfried Lipp führt dazu mehrere Beispiele an: Um dem Klimawandel zu begegnen, wird das Verhüllen von historischen Gebäuden mit modernen Baustoffen positiv besetzt, obwohl die Originale darunter geschmälert oder zerstört werden. Lipp zieht weiter Verbindungen zum Abbau von Hemmungen bei Eingriffen in baukulturell bedeutende Bauwerke und Ensembles unter dem neoliberal geprägten Schlagwort „tolerance for change“. Lipp folgert aus seinen Beobachtungen: „Denkmal und Mensch benötigen umfassenden und – in Zeiten besonderer Gefährdungen – erhöhten Schutz.“ (S. 30, Hervorhebung im Original).

Im seine Analysen abrundenden 7. Kapitel bemüht sich Lipp **„Wege in die Zukunft / Eine neue Mythologie“** (S. 31–41) aufzuzeigen. Dazu erwägt er Muster, die das mechanistische, erinnerungsfeindliche und technoide Weltbild ablösen und damit eine gedeihliche Weiterentwicklung ermöglichen könnten. Es bedarf einer neuen und umfassenden Idee, um auf Basis der uns tragenden Kultur eine neue Verbindung zwischen Individuen und allen Schichten der Gesellschaft zu schaffen. Hier wäre jedoch eine Abgrenzung gegenüber gegenwärtig prosperie-

renden Mythen zu finden, denn „Mythenbildung ist, Barthes folgend, ein unverzichtbarer Bestandteil gerade moderner Gesellschaften ... Mythos-Fähigkeit und Mythisierung werden gewissermaßen zum Gütesiegel.“ (S. 32). Trotz der Profanierung von Mythos in der Welt des Konsums besteht demnach das Verlangen nach sinnstiftenden Ideen. Erst damit ließen sich die Zerteilungen und das Unbehagen, wie sie durch die Gesellschaft zerteilende Maßnahmen in den letzten Jahren zutage getreten sind, wieder zu einem Ganzen hin entwickeln. Wie sähe „eine neue Mythologie“ aus und welche Aufgabe käme der Denkmalpflege darin zu? Lipp nennt eine Reihe von Anknüpfungspunkten und verweist darauf, dass Denkmalpflege in der Vergangenheit sehr viel zur Stabilisierung von menschlichem Sein beigetragen hat. Jedoch: „Die kulturellen Rettungsimpulse der Denkmalpflege drohen in der Totalität – im Würgegriff – der pandemisch infizierten und klimapolitisch ermächtigten ‚fiebrhaften‘ Welt-Rettungs-Mission zu ersticken.“ (S. 37). Schlaglichtartig zeigt sich hier eine weithin verbreitete Verweigerungshaltung. Lipp plädiert für eine Besinnung auf die Wurzeln und meint: „Achtung vor dem Erbe sollte als bioethische Verhaltensnorm – auf einer Ebene mit der lebensgrundlegenden Achtung der Natur, dem essenziellen Unverletzlichkeitstabu der Kunst, und den menschenrechtlich konnotierten Toleranz-, Gender- und Minderheitsgeboten gelten.“ (S. 41). Dies zu erreichen ist eine Aufgabe, die uns in der Gegenwart beschäftigen sollte.

Der Essay in Buchform thematisiert Grundlegendes! Während die Denkansätze von klassischen Autoren zur Begründung von Denkmalschutz und -pflege (man denke z. B. an Alois Riegl, Georg Dehio, Max Dvořák, Cesare Brandi) innerhalb ihrer Fachdisziplin blieben, haben es die Entwicklungen der letzten Jahre mit sich gebracht, dass ganzheitlich argumentiert werden muss. Die sich in den letzten Jahrzehnten etablierte Kulturwissenschaft hat die Grenzen der Fachdisziplinen durchlässig gemacht. Lipp versteht es, viele Disziplinen zu Wort kommen zu lassen.

Ähnlich sieht dies auch Johannes Neuhardt: „Unsere posttraditionelle Gesellschaft braucht wieder eine gedächtnisgeleitete Kultur. Wenn sie nicht ein gesichtsloser Allerweltsupermarkt sein soll, muss sie sich mit ihrer Geschichte beschäftigen. Denn Herkunft ist immer auch Zukunft.“ (Johannes Neuhardt, *Mein Salzburg: Die verkaufte Schönheit*, S. 8). Die vergangenen Monate haben allerdings gezeigt, dass das durch öffentliche Amtsträger an den Tag gelegte Bemühen um die Pflege von Geschichtsverständnis und einhergehend um die Erhaltung der materiellen Zeugen unserer Geschichte marginalisiert wurden. Das „Kulturgeschehen“ beschränkte sich vorwiegend auf Unterstützung der verschiedenen Sparten von Kultur in Form der Unterhaltungsindustrie. Subventionen konstituieren jedoch noch lange keine Kulturpolitik. Denn es kann wohl als überkommene Weisheit gelten, dass Strategien ohne taugliche Grundsätze nichts Gutes bewirken. Die oft begangene Verkürzung der Problematik durch Berufung auf Sachzwänge greift zu

kurz: „Ein Riss geht durch uns, und es scheint, dass den Sachzwängen nicht zu entkommen ist.“ So formuliert Johannes Neuhardt, ehemaliger Diözesankonservator und engagierter „Hirte“ von Kulturgut in Salzburg (Johannes Neuhardt, *Mein Salzburg: Die verkaufte Schönheit*, S. 6).

Der ehemalige Landeskonservator für Oberösterreich im Bundesdenkmalamt hat durch sein über Jahrzehnte bewiesenes Engagement als Denker, Wissenschaftler und akademischer Lehrer viel für Denkmalschutz und Denkmalpflege national und international geleistet. Als Vordenker und als kritischer Geist hat er viel zur Klärung des Standortes der Denkmalpflege und der Aktualisierung des Denkmalbegriffes beigetragen und dazu Texte in Periodika, Buchveröffentlichungen und unzählige Wortmeldungen geliefert. Mit der hier besprochenen Publikation fügt er seinem komplexen Gedankengebäude einen weiteren Mosaikstein hinzu. Er prüft das aktuelle Geschehen auf dessen Auswirkungen auf historisches Kulturgut und fragt nach Bemühungen um dessen Erhaltung. Der Autor legt den Finger auf Defizite und verspielte Chancen. Die zahlreichen und klug ausgewählten Illustrationen erlauben viele Assoziationen zum behandelten Thema. Der schmale Band mit hochaktuellem Inhalt fordert intensive Lesebemühung. Gerade deshalb sollte er zur Pflichtlektüre für alle öffentlich Verantwortlichen von Politik, Wirtschaft, Beamtschaft und Fachwelt werden. Darüber hinaus hat er das Potential, möglichst viele Zeitgenossen zu Denkprozessen zu provozieren. Dem Buch ist daher möglichst weite Verbreitung zu wünschen.

Bruno und Ute MALDONER

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 2022

Band/Volume: [167](#)

Autor(en)/Author(s): Diverse Autoren

Artikel/Article: [Rezensionen 295-314](#)